

von den beiden Männern, zu denen er mit großer Ehrfurcht, Liebe und Scheu aufsah, noch so gelobt und gepriesen wurde. Er wandte das Gesangbuch um und um, brach plötzlich in ein heftiges Weinen aus und schluchzte: »Ich hab ja den Frosch selbst hinuntergeworfen, heute mittag, als ich von der Wiese kam.« ...

Der Küster warf den Kopf zurück und sah den Geistlichen an. Der nickte und lächelte wieder sein eigenstes Lächeln voll Güte und Klugheit. Derb faßte der Küster den Jungen bei den Schultern. »Junge!« fuhr er ihn an. Dann aber lachte er wie selten, und der Pastor lachte auch. Aber beide waren einig darin, daß die gute Ader, die in dem Jungen schlug, durch das offene Geständnis nicht um ein wenig schlechter geworden war. Nein, jetzt erst hatte seine ganze Handlung Hand und Fuß bekommen, wie der Küster sich ausdrückte, und es war Schuld und Sühne in der schönsten, wenn auch seltsamsten Weise von der [29] Welt wieder ausgeglichen, wie der Geistliche hinzufügte.

Nun war auch der letzte Schatten aus Hannes' Seele gewischt. Leicht und froh wie ein Erlöster ging er heim, und so gut wie heute hatte ihm in seinem ganzen Leben kein Abendbrot geschmeckt.

Ob er auch fortan im Dorfe nur noch der Froschhannes genannt wurde, – es kümmerte ihn nicht im geringsten. Es war ein Name, den er sich in der Erinnerung an die um den Frosch ausgestandene Angst und Pein gern gefallen lassen wollte, lag doch immer schon ein bißchen von jener Sühne darin, mit der wir Menschenkinder uns bei Zeiten die Brücke in den Himmel bauen müssen.

Großstadtprosa und Umweltskizzen

Die in diesem Abschnitt zusammengestellte Prosa verdankt bis auf eine Ausnahme ihre Existenz reformpädagogischen Initiativen aus den Reihen der Volksschullehrer. Eine Lehrerkommission machte sich in den 90er Jahren an die Umgestaltung der Lesebücher für die Hamburger Volksschulen und wandte sich an Schriftsteller mit der Bitte um Lesestücke, in denen sich die unmittelbare Umwelt der Kinder widerspiegeln sollte. Ilse Frapans 1899 erschienene »Hamburger Bilder für Kinder«, die erste Sammlung solcher Großstadtgeschichten, stellten eine regelrechte pädagogische Auftragsarbeit dar. Nach der Jahrhundertwende griffen einzelne Volksschullehrer selbst zur Feder. Mit der Einleitung zu seinen »Streifzügen durch die Welt der Großstadtkinder« von 1905, einer an Lehrer adressierten Sammlung von Unterrichtsentwürfen, legte Fritz Gansberg, Lehrer in Bremen, ein erstes Manifest vor: Dem »Anschauungsunterricht« solle ein »neues Gebiet« erobert werden – die »städtische Kultur«. In den Stadtschulen gelte es, sich von dem »Naturgeschichtlichen, Ländlichen und Dörflichen« zu lösen, um sich der »Welt der Stadtkinder« zuzuwenden. Ausschlaggebend hierfür war das pädagogische Prinzip, nach dem in den ersten Schuljahren nur mit »selbstgemachten Anschauungen der Kinder« gearbeitet werden solle; der »aktiv erworbene Anschauungsbereich« sei »der Kinder wertvollster Besitz«. Dies verlange nicht nur die Wahl städtischer Schauplätze und stadtkultureller Themen, sondern auch die strenge Einhaltung eines Alltagsrealismus. »Wir werden uns aufs Engste in unseren Schilderungen an die Alltäglichkeit halten müssen«, und dazu sei es »nötig, daß die romanhaften und phantastischen Momente in unseren Erzählungen stark zurückgedrängt werden zugunsten einer lebensgetreuen Situationsmalerei«.

Gansberg setzt sich ab vom bisherigen schulischen Anschau-

ungsunterricht mit seiner trockenen Beschreibung isolierter Dinge. Seine Forderung, die Dinge zu zeigen, »wie sie leben, sich verändern, wie sie wirken«, führt zu einer Literarisierung des Anschauungsunterrichts: Zu dessen Grundlage müßten »Erzählung« und »Schilderung« gemacht werden, die Gansberg als die »Hauptmittel« gelten, »das Leben zur Darstellung zu bringen«. Innovativ in kinderliterarischer Hinsicht jedoch sind gerade die Grenzen, die Gansberg hierbei dem Erzählen setzt; er möchte nämlich den Anschauungsunterricht keineswegs im konventionellen Geschichtenerzählen aufgehen sehen. Die Handlung dürfe nicht »zu lebendig, spannend, märchenhaft und romanhaft« sein; es käme dann nicht »zum scharfen Erfassen der Situation«. Unverzichtbar sei die Handlung als »treibende Kraft« wie als das Element, das für »Teilnahme« und »Beteiligung« auf Seiten des Rezipienten Sorge; doch sei sie nicht der eigentliche Zweck. Erst wenn die Handlung »eine Zeit zum Stillstand komme«, wenn die »Erzählung« von der »Schilderung« abgelöst werde, beginne die »eigentliche Aufgabe«, die scharfsinnige Erfassung des »in Frage stehenden Stückes Leben«. »[...] am besten wird unsere Darstellung fahren, wenn sie sich möglichst auf der Grenze zwischen Handlung und Beschreibung hält [...]«. Man hat die relativ handlungsarme kurze Großstadtepeik für Kinder bislang nur in ihrer Bezogenheit auf den schulischen Sachunterricht wahrgenommen. Es ist an der Zeit, den hier sich vollziehenden kinderliterarischen Formenwandel zu registrieren – die Zurückdrängung nämlich der traditionellen »Kinder-Geschichte« und ihre Ersetzung durch offenere Prosaformen wie die Schilderung, die Impression, die Skizze – und diesen zu vergleichbaren erwachsenenliterarischen Erscheinungen der Zeit in Beziehung zu setzen. Beschreibende Passagen sind seit jeher in kinderliterarischen Erzählungen anzutreffen; in ihnen pflegen der erwachsene Erzähler oder eine erwachsene Autoritätsperson Kenntnisse zu vermitteln und Erklärungen zu geben. Bei Gansberg da-

gegen ist von eigenen Erfahrungen und Beobachtungen der Kinder die Rede. Zwischen die Großstadtwelt und das kindliche Subjekt schaltet sich kein Erwachsener vermittelnd, erläuternd oder interpretierend mehr ein. Die städtische Umwelt soll so vergegenwärtigt werden, wie sie vom kindlichen Helden wahrgenommen und erlebt wird. Das pädagogische Prinzip des Anknüpfens an »selbstgemachten Anschauungen des Kindes« setzt sich darstellungsmäßig in der uneingeschränkten Vorherrschaft der kindlichen Wahrnehmungs- und Erlebnisperspektive um. In der Verlagerung des Erlebnis-zentrums in den kindlichen Protagonisten (bis hin zur Nachbildung des kindlichen Zeiterlebens), im Erzählen von den kindlichen Figuren aus, liegt die zweite hervorsteckende formgeschichtliche Neuerung der reformpädagogischen Großstadtprosa für Kinder. – Gerade in diesem Punkt weichen die beiden Kindergeschichten aus der Beilage zur sozialdemokratischen »Gleichheit« markant ab: Auch in ihnen geht es um Aspekte der großstädtisch-industriekapitalistischen Welt in ihrer kindlichen Verarbeitung; zugänglich werden diese Aspekte hier allerdings in der erklärenden und interpretierenden Vermittlung durch die väterliche Autorität – und zwar im Medium des Gespräches. In diesen Prosa-stücken steht das Kind noch nicht alleingelassen vor der großstädtischen Wirklichkeit, angewiesen auf nichts als die eigenen Beobachtungen; es erfährt sich vielmehr als Mitglied einer gesellschaftlichen Klasse, deren Deutungsmuster von ihren Autoritäten noch selbstbewußt vertreten werden. Es zeigt sich eine verblüffende formgeschichtliche Nähe zur bürgerlichen Kinderliteratur der Aufklärung. Ilse Frapans Prosaskizzen verdeutlichen, welche Zumutungen sich aus dem Abrücken vom vertrauten Geschichtenerzählen für die kindlichen Leser ergeben. Wir haben es mit wechselnden kindlichen Protagonisten zu tun, was jedoch erst nach und nach realisiert werden kann, da niemand den Helden einführt und der Held selbst sich niemandem vor- und darstellt. Wir gelangen mitten hinein in eine ablaufende

Beobachtung bzw. einen Erlebnisvorgang, wobei diese immer wieder anderen Kindern zugeordnet werden. Auffällig hoch ist zudem der Anteil innerer Rede, die hier als Wahrnehmungs- und Erlebnisprotokoll fungiert. – Die späteren Großstadtprosasammlungen für Kinder im Vorschul- und ersten Schulalter sind sichtlich um eine Reduzierung des Schwierigkeitsgrades bemüht. In Otto Kampes »Kleinen Geschichten« von 1914 findet sich zwar noch der verwirrende Wechsel von Figur zu Figur; dafür gewinnt die direkte (Wechsel-)Rede an Bedeutung (»Feuer!«), was die Prosa einfacher und zugänglicher macht. Bei Frapan und Kamppe werden übrigens Mädchen und Jungen abwechselnd ins Spiel gebracht, so daß vereinzelt auch geschlechtsspezifische Erlebnismuster zur Artikulation gelangen.

Mit seinen ab 1908 erscheinenden Berni-Büchern führt Heinrich Scharrelmann den individuellen kindlichen Helden als konstantes Erlebniszentrum in die Großstadtprosa für Kinder ein. Auf der Handlungsebene ist damit ein stabiler Bezugsrahmen geschaffen, was die Rezeption der Einzelstücke beträchtlich erleichtert. Dennoch mutet dies wie ein formaler Rückschritt an, reflektierten sich doch die verwirrende Vielfalt und Inhomogenität großstädtischen Lebens auf treffliche Weise im Springen von Figur zu Figur. Überhaupt treten in den Berni-Büchern konventionelle Züge des Geschichtenerzählens stärker hervor – sei es auf der Ebene der Handlungsführung, sei es auf der der Erzählperspektive, die streckenweise auktorialen Charakter annimmt. Vielsagend ist allein schon die Einführung des Helden: »[...] in dem kleinen [Bett] lag ein Junge, der hatte blonde Locken auf dem Kopfe und rote Backen und schlief fest.« Der kinderliterarische Erfolg der Berni-Geschichten – als solche darf man diese Prosastücke mit einigem Recht wieder bezeichnen – belegt auf indirekte Weise den Schwierigkeitsgrad, den offene Prosaformen und skizzenhafte Darstellungsweisen für kindliche Rezipienten besitzen. – Richard Hennings greift mit seinen Heini-Büchern das Scharrel-

mannsche Erfolgsrezept auf; einzelne Abschnitte scheinen zwar blasser, teilweise auch läppischer geraten zu sein, der Prosaband als ganzer wirkt jedoch impressionistischer, und damit in formaler Hinsicht moderner als die Berni-Geschichten. – In den von Scharrelmann vorgezeichneten Bahnen bewegt sich schließlich auch Ernst Lorenzen, dessen Heini Will die Stadt im Augenblick der Mobilmachung erlebt. Der Autor ist erkennbar bemüht, auch irritierende Eindrücke des kindlichen Protagonisten, wie moderat auch immer, zur Sprache kommen zu lassen. – Erst die 20er Jahre bescheren – etwa mit Ilse Manz' »Klein Hilde« (1920/21), Heinrich Scharrelmanns »Inge« (1920) und Franz Lichtenbergers »Klein Susel« (1923/25) – Prosa-Bände vergleichbarer Art mit einem Mädchen als zentraler Figur.

ILSE FRAPAN

Hamburger Bilder für Kinder

1899

[15]

Der Radfahrer.

Hui, was fliegt da die Straße entlang? Ich sehe zwei Räder, die sich schnell drehen und obendarauf hockt ein Mensch, und seine Beine heben und senken sich, als träte er eine Nähmaschine. »Lustig ist's, so dahin zu sausen, auf der ebenen Straße«, das steht auf des Radfahrers Gesicht geschrieben. Sieh, wie gewandt er sich mit dem schmalen Rade zwischen zwei Wagen hindurchschlängelt, nirgends anstößt, höflich den Fußgängern ausweicht. Das ist einer, der das Fahren [16] auf dem Zweirad gut versteht. Auch vorsichtig ist er. Immer hat er die Hand an dem Glöckchen, und wenn

jemand seinen Weg kreuzt, so klingelt er. Er warnt uns. Er hat Furcht, jemand zu verletzen oder gar zu überfahren. Ja, nun wird das Menschengedränge zu dicht, nun muß der Radfahrer absteigen. Nun führt er sein Zweirad mit der Hand neben sich her. Er lacht dabei und denkt: muß ich dich auch führen, mein liebes Zweirad, so brauche ich dich doch nicht zu füttern, wie der Kutscher dort auf dem Platz seine Pferde füttert. Jetzt ist Raum geworden. Schnell schwingt sich der Radfahrer wieder auf sein Rad, ergreift die Lenkstange und rollt schnell dahin. Es geht weich und sanft.



Die Räder sind mit einem Gummischlauch eingefast. Im Schlauch ist Luft. Nein, ich freue mich, daß ich kein Fußgänger bin, denkt der Radfahrer. P-ff! macht es plötzlich! Oh weh! oh weh! Was ist geschehen? Der Gummischlauch ist geplatzt, die Luft ist aus dem Schlauch entwichen! Das kommt von der alten Glasscherbe her, die auf dem Fahrweg liegt. Die Scherbe hat den Schlauch zerschnitten. Armer

Radfahrer, was machst du jetzt? Wieder ist er abgestiegen, wieder führt er sein stählernes Pferd am Zügel. Aber das Pferd ist jetzt krank, und der Radfahrer macht ein langes Gesicht. Er wollte so schnell nach Bergedorf radeln; nun muß er sich eine ruhige Straße suchen und sein Zweirad flicken. »Siehst du«, sagt der Fußgänger, »jetzt lachst du mich nicht mehr aus! Jetzt lauf' ich an dir vorbei, etsk!« [17] »Klinglingling!« tönt es hinter dem Fußgänger. »Schon wieder ein Radfahrer?« Ja, aber diesmal ist's ein Dreirad, das daher kommt, und darauf sitzt ein Hausknecht mit einem schweren Koffer. Dem gefällt das Dreirad sehr, das gute Dreirad, das nicht nur den schweren Koffer, sondern noch ihn selber schleppt! Wem sollte es nicht gefallen?

[18]

Die Straßenbahn.

Es rasselt und klingelt; dort um die Ecke kommt etwas großes Gelbes, ein langer Wagen ohne Pferde! Das ist die elektrische Bahn. Ihre Schienen laufen die Straße entlang; oft sehe ich große blaue Funken oben aus den Drähten springen. Die Funken sehen aus wie kleine Blitze; schnell kommen und verschwinden sie. Ist es nicht lustig, so ohne Pferde durch die Straßen gefahren zu werden? Ich war immer traurig um die armen Pferde vor den Pferdebahnwagen. So schwer müssen sie ziehen, so viele, viele Menschen schleppen, und an jeder Straßenecke beinahe ist eine Haltestelle. Wie strengen sich die Pferde an, den Wagen immer wieder in Gang zu bringen, wenn er gehalten hat! Wie traurig und müde hängen sie [19] abends die Köpfe! Wie unruhig schlagen sie mit den buschigen Schwänzen nach den Stechmücken, die ihnen um die Ohren summen, nach den Bremsen, die sie blutig stechen! Arme gequälte Pferde, jetzt brauchen wir euch nicht mehr für die schweren Wagen! Jetzt führt uns der schöne blaue Funke spazieren, der aus den Drähten aufblitzt. Glatt und gemütlich fahren wir den

weitesten Weg. Mag auch am Sonntag der Wagen fast überfüllt sein, – das schadet nicht, kein armes Pferd muß deshalb schwitzen. Mag auch an jeder Straßenecke der Wagen halten, – das schadet nicht, kein müdes Pferd muß deshalb seine Kräfte anstrengen. Hell und lieblich brennt der schöne blaue Funke als Lampe im Wagen, wenn es dunkel wird. Er leuchtet wie der liebe Mond über der schönen Alster, ohne Rauch, ohne Dunst.

[63]

Unterm Dach.

Neulich war Guschen Möller bei uns, weil mein Geburtstag war. Wir wohnen in der fünften Etage. Als Guschen ankam, sagte sie »Oha!«

Ich fragte sie: »Warum sagst du oha?«

Guschen nickte mit dem Kopf.

»Weil ihr fünf Treppen hoch wohnt. Meine Mama sagt schon oha! wenn sie drei Treppen rauf geht.«

Als wir Kaffee getrunken und Kuchen gegessen [64] hatten, guckten wir aus dem Fenster. Zuerst fing Guschen an zu schreien: »O Gott, o Gott, nein!« und hielt sich an meinem Kleid fest.

»Was ist da los?« fragte ich.

»Weil ihr so hoch wohnt! Man kriegt es ja mit 'n Schwindel. Da möchte ich nicht runterfallen! äh!« Sie zeigte auf die Straße hinunter.

»Nee, hinunterfallen möchte ich auch nicht. Aber das thut ja auch nicht nötig«, sagte ich. Guschen war ein bißchen komisch. Ich mußte über sie lachen. »Hier sieht es gelungen aus!« sagte sie, »nichts als Dächer und Dächer und Schornsteine und Schornsteine!« Als Guschen das sagte, fiel es mir erst selber auf. Ja, das ist wahr, Leute sieht man beinahe garnicht bei uns, aber desto mehr Schornsteine. Guschen fand es bald sehr schön bei uns: »Einige Dächer sind rot, die sind gewiß neu. Die schimmeligen grauen da drüben müßten

mal abgeseift werden! Guck, da kommt Rauch aus den Schornsteinen! Blauer, gelber, schwarzer Rauch! Das hab' ich auch nicht gewußt, daß der Rauch verschiedene Farben hat! Guck, wie das wirbelt! Ob wohl aus solchen Schornsteinen mit solchem schwarzen Rauch die Hexen auf dem Besenstiel herausreiten?« sagte Guschen. »Hexen giebt es gar nicht«, sagte ich, »das ist dummer Aberglaube.« Aber Guschen sagte, das wäre nur schade, und sie möchte ganz gern eine Hexe sein und über die Dächer wegfliegen, wie eine schwarze Krähe.

»Krah! krah!« schrie es plötzlich. Guschen fuhr vom Fenster zurück. Da flog gerade über die Dächer [65] eine blanke schwarze Krähe weg, und dann kam sie zurück und setzte sich auf eine rote Dachpfanne.

»Du! sie guckt uns so merkwürdig an!« sagte Guschen und kniff mich in den Arm. Die Krähe hatte eigentlich ein lächerliches Gesicht, ganz frech saß sie da und starrte in unser Fenster. Mit einem Mal schrie Guschen: »Die Katze! guck die Katze!«

In der Dachrinne vor uns, ganz dicht, saß eine große gelbe Katze mit schwarzem Schwanz und weißen Pfoten. Sie hatte sich ganz zusammengeduckt, sie rührte sich nicht, nur der Schnurrbart zitterte und der dicke schwarze Schwanz.

»Die lauert!« sagte Guschen.

Jetzt fingen eine Menge Sperlinge an zu piepen, zu flattern, mit den Flügeln zu schlagen. Sie flogen um die Katze, pickten von oben nach ihr, schrieten und schalten. Und die Krähe schrie mit »krah! krah! krah!«

Da nahm die Katze einen Sprung und verschwand in einem Bodenfenster.

»Etsch! etsch!« rief Guschen, ich freute mich auch, daß sie keinen Vogel bekommen hatte. Die ganze Luft war voll Spatzen.

Die Sonne kam noch durch. Hinter den Dächern sahen wir die Masten der Schiffe im Hafen. Eine kleine Wetterfahne glänzte wie von Silber. Wir hörten die Dampfer heulen, und

dann wachte der Wind auf und krachte im Schornstein. »Bei euch kann man bange werden, aber schön ist es doch«, sagte Guschen, als sie wegging.

[77]

In der zweiten Elbstraße.

Ich mag sehr gern durch die zweite Elbstraße gehen. Dort sieht es ganz anders aus, als in anderen Straßen. Zwei Reihen Karren stehen da dicht nebeneinander. Auf jeder Karre liegen Waren. Alles ist zu verkaufen. Neben jeder Karre steht der Verkäufer oder die Verkäuferin und ruft aus, was zu verkaufen ist.

[78] »Kuddelmuddel! Kuddelmuddel! und nicks im Bud-del!« schreit der eine. Auf seiner Karre liegen Portemonnaies, Hemdknöpfe, Broschen, Cigarrenbecher, Strümpfe, Strumpfbänder, Tassen und Salzfässer – alles durcheinander. Der Verkäufer macht allerlei Unsinn. Er klappert mit den Tassen, daß sie klirren. Er schlenkert die Strümpfe hin und her. Er guckt in die Portemonnaies, als ob Geld darin wäre; und sie sind doch leer. Auf der Karre nebenan sind lauter alte Stiefel. Sie haben Reester und krumme Schnauzen. Sie sind alle geflickt. Viele Männer stehen an dieser Karre. Sie nehmen einen Stiefel auf und werfen ihn wieder hin. Dann nehmen sie ihn noch einmal in die Hand, besehen ihn von allen Seiten, fragen die Verkäuferin, wieviel dies Paar kosten soll. Wenn die Frau den Preis sagt, fangen sie an zu handeln. »Fief Mark«, sagt die Frau. »Dree Mark is noch toveel«, sagt der Käufer und lacht und wirft den Stiefel wieder auf die Karre. Zuletzt kauft er ihn doch. Die Verkäuferin hat ihm das Paar für drei Mark funfzig gelassen. Er geht damit weg. Die Straße ist naß und schmutzig. Jetzt kann der Mann sich wenigstens trockene Stiefel anziehen. Sie werden wohl nicht lange halten, weil er sie für alt gekauft hat, aber dafür sind sie auch billig. Neue Stiefel kosten fünfmal so viel. Der Mann ist gewiß nicht reich. Sein Rock sieht abgeschabt aus.

Sein Gesicht ist blaß und traurig. Vielleicht hat er keine Arbeit. Er beseht immer wieder die Stiefel in seiner Hand. Er ist wohl froh, [79] daß er den Trödler gefunden hat, der alte Stiefel verkauft.



Solch ein Lärm ist in der Elbstraße, daß man fast nichts verstehen kann. Überall wird verkauft und gekauft. An den Karren, auf der Straße, vor den Häusern auf dem Trottoir und in den kleinen niedrigen Läden hört man die Leute laut sprechen und schreien. Beinahe an jedem Laden ist zu lesen: »Verkauf von alten Kleidern.« Der Eingang der Läden hängt ganz voll von alten Hosen, Röcken und Westen. Alle die Männer und Frauen, die diese alten Sachen kaufen, sind zu arm, um sich neue Kleider zu kaufen. Das ist traurig. Neue Kleider kauft man doch viel lieber als alte. Es ist gewiß nicht angenehm, alte Kleider anzuziehen, die nicht einmal alle sauber sind. Wenn ich groß bin und Geld habe, möchte ich all diesen armen Leuten, die hierher kommen, um sich alte Kleider zu kaufen, neue Kleider schenken!

Dann würden sie sich freuen, und ich auch! Dem alten Mann mit dem grauschwarzen Bart schenkte ich einen neuen Rock, denn der, den er an hat, ist ganz abgetragen und blank auf dem Buckel. Der armen Frau mit dem kleinen Kind auf dem Arm, schenkte ich einen warmen Mantel. Und für das Kind kaufte ich Bonbons, denn es hustet ganz schrecklich. Und solche gestrickte Puppe, wie sie hier auf der Karre liegen, schenkte ich dem Kind auch, damit kann es sich nicht weh thun.

Jetzt muß ich nur sehen, daß ich recht schnell groß werde und Geld kriege! das denke ich jedesmal, [80] wenn ich durch die Elbstraße gehe, wo die Trödler wohnen, und wo die armen Leute sich alte Kleider kaufen müssen.

KLARA ZETKIN (Red.)

Für unsere Kinder

1905-21

[1906; Nr. 9, 33]

Sedan.

Bum – bum – bum – bum.

Otto spitzte die Ohren.

Jetzt hörte er auch zwischendurch schon das Tschingdara.

Im vorigen Jahre war er noch in die Vorderstube gelaufen und hatte aus dem Fenster hinabgesehen.

Männer mit weißen Bärten und glänzenden schwarzen Hüften waren in steifem Schritte würdevoll durch die Straßen geschritten. Hier und da war ein Musikkorps in dem Zuge. An der Spitze marschierte die Militärkapelle und hinter ihr drein eine Anzahl Offiziere.

Im gewöhnlichen Leben waren sie keine Offiziere. Heinz

Müller, der eine Realschule besuchte, hatte Otto einen seiner Lehrer darunter gezeigt, einen dicken Herrn mit goldener Brille, der beim Marschieren sehr schwitzte.

Heinz Müllers Vater war auch mit im Zuge gewesen. Er hatte seine beste Zugführeruniform an, und auf der Brust trug er einen Orden. Als Heinz ihn sah, rief er laut: »Vater!« und der Vater hatte seinen Heinz daraufhin feierlich angelächelt und grüßend die Hand an die Mütze gelegt.

»Ist dein Vater nicht mit im Sedanfestzug?« so hatte Heinz Otto gefragt.

»Nein«, antwortete Otto kurz.

»Warum nicht? Ist er nicht im Kriegerverein?«

»Nein, mein Vater ist im Verband.«

»Im Verband? In was für'n Verband? Was ist das?«

»Im Holzarbeiterverband. Der marschiert nicht mit beim Sedanfest.«

»Warum nicht? Das sind wohl alles Sozialdemokraten?«

»Ja, das sind's auch! Mein Vater sagt, ein Arbeiter freut sich nicht darüber, wenn Krieg ist.«

»Die Schlacht bei Sedan war doch schon vor 36 Jahren.«

»Mein Vater sagt, daß man erst recht nicht nach so vielen Jahren eine Schlacht feiern soll.«

Heinz hatte Ottos Vater davon erzählt, daß sie in der Sekunda Schillers Tell läsen, und da hatte Ottos Vater ihm den ganzen Tell erzählt und erklärt und viele Zitate daraus vorgetragen.

»Ans Vaterland, ans teure schließ dich an,

Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.«

Das sei schon richtig, hatte Ottos Vater erklärt, aber dann müsse das Vaterland auch so frei und schön sein, wie es die Schweiz damals gewesen sei, nachdem sich die Schweizer befreit hätten. Solange ein Druck auf dem Vaterlande ruhe, sei es höchste patriotische Pflicht, diesen Druck zu beseitigen. Es brauchten nicht immer äußere Feinde, Franzosen oder Russen, zu sein, die unser Volk bedrücken;

die unfreien Zustände, die gegenwärtig in Deutschland herrschten, seien jetzt der schlimmste Feind Deutschlands.

Otto und Heinz verstanden nicht immer alles, was Ottos Vater ihnen erzählte. Aber vieles leuchtete ihnen doch ein, und oft sprachen sie miteinander über dieses und jenes. So viel hatten sie bald gelernt, daß die wahre Vaterlandsliebe nicht im Hurrarufen besteht, und daß es kein Ruhm ist für ein großes Reich, wenn es Jahr für Jahr durch pomp-hafte Umzüge und donnernde Festreden den Tag feiert, an dem vor vielen, vielen Jahren eine stolze, zivilisierte Nation durch Kanonen und Flinten, durch Blut und Massenmord besiegt und in den Staub gezwungen worden ist. Wenn sie beide in der Schule, der eine in der Volksschule, der andere in der Realschule, in den Tagen vor Sedan patriotische Lieder singen mußten, so dachten sie aneinander, und wenn es der Lehrer nicht merkte, sangen sie die Lieder nicht mit.

Bei der diesjährigen Sedanfeier hatten sie sich vorgenommen, nicht mit auf die Straßen zu laufen, wenn der Festzug kam. Sie wollten das große Heer der Gaffer nicht noch vermehren.

Heinz hatte Otto versprochen, zu ihm zu kommen, wenn er unauffällig vom Hause verschwinden könnte. Aber er schien doch abgehalten zu sein. Otto hielt sich die Ohren zu, um das Tsching-tsching, Bum-bum, das jetzt ganz nahe herangekommen war, nicht zu hören. So hörte er auch anfangs nicht, als sich die Tür öffnete und Heinz mit erhitztem Gesicht hereinstürzte.

»Mensch«, sagte er zu Otto, »das war ein Kunststück, hierher zu kommen. Erst konnte ich schwer von zu Hause fort, wenn ich nicht mit der Mutter und den anderen zum Festzug wollte, und als ich mich endlich gedrückt hatte, mußte ich einen großen Umweg machen, weil wegen des Festzugs die Hauptstraßen gesperrt waren. Gerade als ich in euer Haus sprang, bog der Zug um die Ecke.«

Die Musik hörte plötzlich auf, und das Trommler- und Pfeiferkorps machte einen Höllenspektakel.

»Weißt du noch«, sagte Heinz, »im vorigen Jahre guckten wir noch beide zu.«

»Ja, und du riefst noch deinen Vater.«

»Aber heute rufe ich ihn nicht!«

Er griff nach einem Buche, das auf dem Tische lag.

Kaum hatte er einige Seiten darin durchblättert, als er wie elektrisiert aufsprang und ausrief:

»Höre, Otto, hier habe ich ein Gedicht, das paßt für den heutigen Tag. Höre zu:

»Wacht auf! Wacht auf!

Ihr habt zweitausend Jahre geschlafen,

Das ist lange genug. Wacht auf! Seht,

Es will lichter Morgen werden!

Und es hören es die Hügel,

Und es hören es die Täler,

[34] Und es hören es die Ufer des Meeres alle,

Und die Wellen am Ufer hören es,

Und beginnen es gegeneinander zu schlagen.

Und die Tiefen des Meeres hören es,

Und steigen mit Freuden empor,

Und die letzten Wellen hören es

Und schlagen es an die Felsen mit Jubel.

Da dröhnt das Land.

Ein neues Licht durchzuckt alle Menschen,

Aufzuchzen die Nationen der Erde.

Denn der Fluch ist von ihnen genommen,

Und den Blinden sind die Augen aufgetan

Und wollen als freie Menschen auf Erden wohnen,

Und ein Blutbad unter ihnen wird nicht mehr sein.«

Otto schaute gedankenvoll und ergriffen in den Garten, wo sich schwere Früchte auf schwanken Zweigen wiegten.

Weit, weit in der Ferne klang es dumpf:

Bum – bum – bum – bum!

FRITZ GANSBERG und HEINRICH EILDERMANN

Unsere Jungs

1906; 4. Aufl. [um 1925]

[77]

Der neue Anzug.

Die Kinder mußten schon tüchtig mithelfen. Ach was, sagte der Vater, wenn die Mutter ihnen beistehen wollte, spielen? Kaffee trinken? Schularbeiten machen? Erst kommt unser Geschäft, und da sollen die Kinder auch mit verdienen. Diese Kinder, die so viel kosten – Kleider, Schuhe, Essen, Trinken, Schulgeld, Spielsachen – sie sollen sich auch nützlich machen. – Ja ja, sagte die Mutter, die am Herde stand im blauen Dampf beim Pufferbacken, aber wir essen ja gleich, und dann müssen sie ja nach der Schule. – Und Hanni, das große Mädchen, weinte, daß sie noch einen Weg ausgehen sollte. Aber der Vater war böse und schalt, und er hätte nichts von der Deern; und kurz und gut, Hanni mußte los, den Hut aufsetzen und einen neuen Anzug für einen Herrn auf den Arm nehmen. – Faß doch ordentlich an, sagte der Vater, denn sie packte das schön glatt gebügelte Zeug so patschig an, daß es lauter Falten bekam, warte doch nur, ich will es dir schon geben. – Und dann legte er ihr das Zeug fein sauber über den Arm – erst die Hose, die war so platt, so platt wie ein dicker Schlauch, auf den man sich mit beiden Füßen hinaufgestellt hat; dann die Weste, aber das hübsche, seidene Futter nach außen; oben drauf der Rock, auch das Futter nach außen, so daß man in die Ärmel hineinsehen konnte, – darin war dasselbe seidene Futter wie an der Weste, und hinten am Kragen saß ein hübsches, kleines Aufhängeband, darauf stand gedruckt der Name des Vaters, [78] auch auf den Hosenknöpfen war er zu lesen. – So, nun lauf zu, sagte der Vater, aber als er ihr die Haustür aufmachte und zum Himmel hinaufsah, da

mußte sie noch mal warten – es könnte Regen geben – und es sah auch grau am Himmel aus; darum wurde noch ein grünes Tuch über das Zeug gebreitet, und dann mußte Hanni zulaufen.

Ja, sie kam richtig zu spät, denn der Herr sagte, sie sollte eben warten, und ging in die Kammer und probierte den Anzug an. Und Hanni konnte doch nicht nein sagen! Wenn das Zeug nicht saß, und etwa die Hose zu lang oder die Weste zu weit geworden war, so würde der Vater das ändern, ohne daß es nachher zu sehen war. Aber die Anprobe dauerte eine Zeit und alle Zeit, und Hanni saß ängstlich in der fremden Stube und sah die Bilder an und sah auf die Straße, wo schon die Schulkinder wieder mit ihren Büchern gingen. Endlich kam der Herr wieder heraus und sagte, es säße alles gut, und ob ihr Papa gesagt hätte, was der Anzug denn kostete. – Ja, es steht hier auf dem Zettel, sagte Hanni und langte einen etwas zerknitterten Schein aus der Tasche. Darauf stand der Name des Vaters und die Wohnung gedruckt, und dann weiter unten, auf den gedruckten Linien, was der Anzug kostete – 1. das Zeug, 2. das Futter und die Zutaten und 3. das Machen – Strich darunter, die ganze Summe. – O weh, die Rechnung, ist ja schon quittiert, sagte der junge Mann und kratzte sich hinter den Ohren. Und richtig, der Vater hatte gleich darauf geschrieben: Mit Dank erhalten, und seinen Namen darunter. Aber er hatte Hanni auch gesagt – und das wußte sie auch schon von selbst – daß sie den Zettel nicht hingeben dürfte, wenn sie nicht das Geld bekäme. – Ach dann komme ich die nächsten Tage mal vor, sagte der junge Mann und gab ihr die Rechnung zurück. – Aber was hast du denn, setzte er auf einmal hinzu, weinst du? – Richtig, in ihrem Auge war es ganz voll Wasser, und nun konnte sie sich nicht mehr halten, denn die Uhr, die auf der Kommode stand, war schon viertel vor 2, und sie fing an zu weinen, und sie mußte nach der Schule und hätte noch gar nichts gegessen. – O du liebe Zeit, sagte der junge Mann, das hätt ich nur wissen sollen, dann lauf nur schnell

zu! Aber die alte, dumme Weckuhr, die geht 10 Minuten zu früh, und wenn du schnell zuläufst, [79] kannst du auch noch drei Puffer essen. Hier hast du auch -. Und er wollte ihr noch 5 Pfennige geben. Aber das mochte Hanni doch nicht annehmen - ein Stück Kuchen aber, das der junge Herr aus dem Kommodenauszug holte, das nahm sie doch mit Dank an, wischte sich die Tränen ab, aß und lief und kam mit roten Backen im Hause an. Im Hause war es ganz voll von Pufferrauch, ordentlich blau war es auf dem Vorplatz - sie waren aber schon fast ganz fertig mit Essen. - Nun setz dich nur, sagte die Mutter, ich habe dir schon einen kaputt geschnitten, einen kannst du wohl noch unterwegs essen, und die andern stell ich dir in den Ofen für heute nachmittag. - Und wenn du zu spät kommst, sagte der Vater, als Hanni mit beiden Backen kauend schon wieder aufsprang, sage, du hättest noch mit im Geschäft helfen müssen, wir hätten so viel zu tun. Aber Hanni kam gerade noch im Klingeln.

HEINRICH SCHARRELMANN

*Ein kleiner Junge. Was er sah und hörte,
als er noch nicht zur Schule ging.*

1908; 4.-6. Tsd. 1909

[52]

Die Straße wird gepflastert.

Eines Morgens, als Frau Becker ihren Berni geweckt hatte, fragte er: »Mutter, was ist das für ein Spektakel auf der Straße?« Von unten schallten Stimmen und Klopfen und Hämmern herauf, wie man es sonst gar nicht gewohnt war. »Ja, steh du nur auf, dann sollst du schon sehen, was es



unten gibt«, sagte die Mutter. Berni lief im Hemd ans Fenster und drückte sein Gesicht gegen die Scheiben. Aber er konnte nichts rechtes sehen, nur, daß die Trottoirsteinplatten aufgehoben waren, sah er von da oben.

Als er gegessen und getrunken hatte, ging er gleich hinunter. Da sah er, daß in der ganzen Straße das Pflaster aufgerissen war. Sie sollte neu gepflastert werden.

Wagen kamen gefahren und brachten die alten, schlecht gewordenen Pflastersteine fort; Sandwagen fuhren frischen Flußsand heran. Mitten auf der Straße hatte man schmale Geleise gelegt, darauf fuhren kleine Kippwagen, die den Arbeitern neue Pflastersteine brachten.

Willy Weber stand auch vor seiner Haustür und winkte. Und Else kam auch. So standen die drei und guckten aus und sahen zu, wie die Straßenmacher die alten Steine mit ihren Brecheisen losbrachen und die neuen dafür einsetzten. Die Pferde vor den Sandwagen konnten die schweren Lasten oft nicht mehr vorwärts bringen, wenn sie an eine Stelle kamen, wo das Pflaster schon [54] aufgerissen war. Manchmal blieben die Wagen bis an die Achsen der Räder in dem aufgewühlten Boden stecken. Dann rief der Fuhrmann ein Dutzend Arbeiter heran, die griffen mit in die Radspeichen und brachten den Wagen dann glücklich wieder auf festen Boden.

Das gebrochene Rad.

Das hatten die Kinder schon zweimal mit angesehen, da kam wieder ein schwerer Sandwagen herangepoltert. Mit lautem »Hüh!« wurden die Pferde in den aufgerissenen Teil der Straße getrieben. Aber gerade an der Stelle, wo das Pflaster aufhörte und der Wagen von den letzten Steinen in den weichen Sand hinunterrutschte, gab es auf einmal einen lauten Krach und der Wagen kippte um. Die Pferde standen keuchend und mit weit offenen Nüstern da.

Ein Rad war gebrochen. Der Kutscher stand und sah das Unglück an. Dann nahm er die Peitsche und schlug auf seine Pferde, daß sie ordentlich in die Höhe gingen. Er schalt und schimpfte mit ihnen. Aber die Tiere hatten doch keine Schuld! Leute, die vorübergingen, sahen das und ein Mann rief dem Kutscher zu: »Lassen Sie die Pferde in Ruhe, sonst werden Sie angezeigt; die Pferde sind doch nicht schuld daran, daß das Rad gebrochen ist!« »Wat verstoht Se davon, swigen Se man still, Se heft hie nix to seggen!« schrie der Kutscher. Die Arbeiter kamen herzu und redeten auf den Kutscher ein. Er hatte ja selbst schuld. Warum hatte er seinen Wagen so übervoll geladen und mit solchem Galopp von dem Platze herunter in den weichen Sand gejagt. Der Aufseher der Arbeiter kam und schalt den Fuhrknecht auch [55] aus. Der knurrte in den Bart und drohte den Pferden. Dann ließ er die Zügel auf die Erde fallen und kletterte auf den umgekippten Wagen und schaufelte den Sand vom Wagen herunter.

Als er leer war, faßten die übrigen mit an und hoben ihn auf. Es wurde ein Balken mit Tauen und Ketten unter die gebrochene Achse gebracht und dann fuhr er davon. Als er fort war, hörte die Arbeit in der Straße auf, denn die Straßenmacher wollten frühstücken.

Die Pause.

Sie setzten sich in den weichen, gelben Sand und holten sich ihre dicken Brotschnitte und Speck- oder Wurststücke heraus. Dazu tranken sie Kaffee aus Blechflaschen. Als die Arbeiter frühstückten, gingen Berni und Willy und Else nach einem großen Sandhaufen und spielten. Sie gruben sich mit den Händen einen langen Tunnel mitten durch den Sand und bauten eine Treppe, die sollte den hohen Berg hinaufführen. Aber gerade, als sie im schön-[56]sten Spielen waren, war die Frühstückszeit zu Ende und ein Arbeiter

jagte sie davon. Sie mußten wieder stehn und zugucken. Aber oft gingen sie in den nächsten Tagen noch zu dem großen Sandhaufen, um Kuchen zu backen oder einen Garten zu machen oder andere Spiele zu spielen.

[64]

Nach der Neustadt.

Sie gingen zusammen durch die Stadt. »Hier bin ich auch schon gewesen«, sagte Berni jedesmal, wenn sie in eine andere Straße kamen, »hier auch schon! hier auch schon!« Aber da bog die Mutter um eine Ecke und kam auf den Gemüsemarkt. Da machte Berni große Augen, denn dort war er noch nicht gewesen. Die Höckerfrauen saßen in Reihen hinter ihren Körben mit Butter und Eiern und Gemüse.

Die Stadtfrauen, die kaufen wollten, gingen von einem Stande zum andern und fragten nach den Preisen und besahen sich die ausgestellten Waren. Da war ein Bauer, der einen großen Kasten mit Hühnern vor sich zum [65] Verkauf stehen hatte, ein andrer verkaufte Tauben, wieder einer junge Hunde und Kaninchen.

Berni wollte gar nicht weiter. Besonders die jungen Hunde gefielen ihm, sie waren weiß mit schwarzen Flecken und lagen in einem dichten Knäuel auf Stroh zusammen. »Ach, wenn ich doch einen solchen Hund hätte!« seufzte er, »wie schön kann man damit spielen! Der sollte aber Kunststücke lernen!« »Wart nur, bis wir zu Oldenburgs kommen, die haben einen Hund, mit dem kannst du heute spielen.« »Wie heißt er denn?« »Türk.« »Beißt er auch?« »Nein, er tut niemand etwas. Er hat ein Halsband um und kann auch Kunststücke machen.«

Auf der Brücke.

Dann gingen sie weiter. Sie kamen nun zu der großen Brücke, die nach der Neustadt hinüberführte. Unten auf dem Flusse lagen Segelschiffe, die ganz mit Säcken gefüllt waren. Oben auf der Ufermauer drehte [66] sich ein Ladekran, der immer vier Säcke, die mit einem Tau umschlungen waren, auf einmal aus dem Schiffe heraufholte. Die Säcke wurden auf kleine Wagen geladen und in ein riesiges Fabriktor hineingefahren. Eine Unmenge Spatzen saßen auf dem Schiffe und balgten sich auf der Straße herum. Sie pickten kleine, braune Körner auf, die hin und wieder aus einem Sacke fielen.

»Was ist in den Säcken?« fragte Berni. »Ich glaube es ist Reis darin«, antwortete die Mutter. »Der kommt von ganz weit her, aus dem heißen Lande, wo die Sonne die Leute alle wie Zigeuner braun und schwarz gebrannt hat. Den bringen dann die großen Dampfer nach Bremerhaven, und von dort werden die Säcke in diese kleinen Segelschiffe geladen und nach Bremen gebracht.« »Die Schiffe sind doch nicht klein«, sagte Berni. »Wenn du [67] an ein Ruderboot denkst, sind sie groß, und wenn ich an einen Seedampfer denke, sind sie klein«, sagte die Mutter. »Nun werden die Säcke in die Reismühle gebracht, damit die Körner geschält werden.« Berni lief hin und suchte sich ein paar Körner auf, die auf dem Pflaster lagen. Sie sahen beinahe aus wie Roggenkörner und waren mit einer braunen, harten Hülse überzogen. »Die werden abgelöst, dann sieht man den weißen Kern«, sagte die Mutter, »und von der Reismühle kaufen dann wieder die Krämer ihren Reis oder die Reisstärke.«

Auf beiden Seiten der Straßen, durch welche sie hindurchgingen, standen hohe Packhäuser und Speicher. Zollbeamte waren vor den offenen Türen, schwere Lastwagen fuhrn und brachten oder holten Riesenfässer mit Tabak, schwere Packen in Matten genäht, oder Kisten und Kasten. Auch Fabriken lagen an den Straßen. Er hörte aus einer Kisten-

fabrik heraus das Kreischen der Sägen und das Stampfen der Maschinen.

Küper, Fabrikarbeiter und Schreiber aus den Kontoren, Zollbeamte und Kassierer, mit ihren schwarzen Ledertaschen, begegneten ihnen. Dann kamen sie in stillere Straßen.

Die Schmiede.

»O Mutter! Mutter! wart mal!« rief Berni und blieb vor einem weit geöffneten Tore stehen. Es war eine Schmiede. Der Schmied stand am Amboß und ein Geselle bei ihm. Der Lehrling zog an dem großen Blasebalge und stocherte mit einem Eisenhaken in dem Feuer herum, das jedesmal hell aufglühte, wenn der Blasebalg angezogen wurde. Alles in der Schmiede war dunkel und schwarz vom Rauch. Hunderte von Hufeisen lagen auf [68] dem Fußboden in einem Haufen. Wagenräder, neue und alte, heile und zerbrochene, standen herum. Eine große Bohrmaschine war in einer Ecke aufgestellt. Schwere Hämmer und lange Eisenzangen lehnten an dem Amboß. Der Schmiedemeister griff mit seiner Zange in das Feuer und holte ein weißglühendes Stück Eisen heraus. Das wurde auf den Amboß gelegt und der Geselle faßte einen schweren Hammer mit beiden Händen und ließ ihn auf das glühende Eisenstück niederfallen. Der Meister klopfte mit einem kleinen Hammer im Takte dazu. Bumm-ping, ping, bumm-ping, ping, bumm-ping, ping«, schallte es immer genau im Takte. Das glühende Eisen wurde durch jeden Schlag breiter und platter geklopft. Die Funken sprangen, sowie der große Hammer das Eisen traf, nach allen Seiten, an die Lederschürze des Gesellen, auf den Boden und überallhin. Dann wurde das Eisen mit der Zange herumgedreht und wieder mit dem schweren Ham-[69]mer bearbeitet. Als es nicht mehr ordentlich glühend war, kam es noch einmal in das Feuer.

Berni hätte noch immer zusehen mögen und wäre am liebsten in die Schmiede hineingegangen, aber seine Mutter, die zur rechten Zeit da sein mußte, konnte nicht mehr warten und so gingen sie weiter. »Ich will auch Schmied werden«, sagte Berni, »und dann muß ich auch Hufeisen machen, und einen Amboß haben und einen dicken Hammer.« »Erst mußt du groß und stark sein, mein Kind«, sagte die Mutter, »sonst kannst du kein Schmied werden.«

[98]

Schaufenster.

Es war ein paar Tage vor Weihnachten. Der hohe Schnee war längst wieder fortgetaut, und nun war klares Frostwetter gekommen. Berni, Willy und Else waren an einem Nachmittage in die Stadt gegangen, um Schaufenster zu besehen.

Was für Menschen waren unterwegs! Fast alle [99] trugen Weihnachtspakete. Die Laufjungen und Austrägerinnen in den Geschäften hatten alle Hände voll zu tun und kamen abends totmüde nach Hause. Vor den Schaufenstern drängten sich Kinder und Erwachsene, um die ausgestellten Herrlichkeiten zu besehen.

Sie kamen zu einem Buchladen. Bunte Weihnachtbücher lagen in Reihen hinter der großen Spiegelscheibe. Über den Büchern waren Bilder aufgehängt. Der Stall zu Bethlehem, und die Weisen aus dem Morgenlande. Christus auf dem Meere, und eine kleine Kirche, mitten in einem verschneiten Walde. Wie schön war das! Hinter den hellen, roten Kirchenfenstern wurde sicher die Orgel gespielt, und da stand wohl gerade der Pastor auf der Kanzel. Eine alte Mutter arbeitete sich durch den Schnee noch als letzte hindurch. Der dunkelblaue Himmel mit tausend Sternen und die schweigenden Tannen ringsum, auf jedem Zweige dick mit Schnee behangen. Berni schaute mit träumenden Augen zu dem Bilde empor. Die Frau sah aus wie Frau Meyer. Die hatte in

ihrer Kommode auch solch ein Gesangbuch mit Goldschnitt, wie diese alte Mutter in ihrer Hand trug. Aber wo mochte diese Kirche stehen? --- Die ausgelegten Bücher hatten fast alle bunte Umschläge. Da war ein Tierbuch, mit einem großen Löwenkopf darauf, ein Indianerbuch mit reitenden Indianern, die wilde Ochsen jagten. Ein Buch mit einem Negerhäuptling, und ein anderes mit drei hübsch angezogenen Mädchen, die vor einem aufgetrepten Hause standen und einer Postkutsche zuwinkten. Da lagen auch schwarze Bücher, mit Gold verziert, große und kleine, lange und breite.

Dann kam ein Schuhwarenladen. Daran gingen sie rasch vorbei. Nur Else wollte stehen bleiben. Sie [100] wünschte sich ein Paar neue Stiefel zu Weihnachten, aber braun sollten sie sein, mit rosa Futter.

Und dann kam ein Schaufenster mit Spielwaren. Puppen für Else, eine Festung für Willy und ein Theater und Soldatenzeug für Berni.

Sein Säbel, den er auf dem Freimarkt erhalten hatte, war längst kaputt. Aber solch einen blitzenden Helm und solch einen Säbel mit vergoldetem Griff und solch bunte Fahne, die hätte er doch zu gerne gehabt. »Wir wollen das mal einteilen«, sagte Berni zu den anderen. »Ich will dies haben, was hier liegt«, und er zeigte mit ausgebreiteten Armen nach der Seite wo die Rüstung hing. »Und dies ist alles meins«, sagte Willy und lief nach der anderen Seite des Schaufensters, wo die Festung stand. »Und da oben, das gehört mir«, sagte Else und zeigte hinauf nach den Borden. Da hingen wohl zwanzig Puppen, da stand eine Badeeinrichtung und eine Puppenküche und ein großer, blanker Kochherd. Da lagen Bälle und Schultaschen, Kämmе und ein niedlicher Elefant aus Zeug. In die Mitte des Schaufensters war ein Weihnachtsbaum gestellt, der war über und über mit Gold- und Flitterwerk behangen. Als die Kinder noch so standen, wurde gerade vom Laden aus der Baum erleuchtet. Zwanzig rote und blaue und grüne Glasbirnen glühten

auf. »Ah!« riefen die Kinder alle drei auf einmal, »o, wie schön ist das, jetzt brennt der Baum.«

Als sie sich satt gesehen hatten, gingen sie weiter. Sie kamen noch zu vielen Läden, aber keiner war so hübsch wie dieser. Als sie die ganze Straße hinuntergegangen waren, kehrten sie um, um noch einmal alles zu sehen. Wieder standen sie lange vor dem Laden.

[. . .]

RICHARD HENNINGS

Klein Heini, ein Großstadtjunge

1912; 26.-45. Tsd. [o. J.]

[66]

Im Fahrstuhl.

»Komm, Heini, wir wollen hier noch hinein, ich will dir für morgen noch eine neue Schleife zu deinem Kragen kaufen«, sagt die Mutter, als sie vor einem großen Haus mit vielen Schaufenstern stehen. »Heini, wir müssen nach dem dritten Stock; wollen wir mit dem Fahrstuhl hinauffahren?« fragt die Mutter. »Ja, man zu«, sagt Heini. Da gehen sie nach der einen Ecke. Da schiebt ein Mann eine kleine Glastür nach der Seite, und sie müssen in eine winzige kleine Stube hingehen. Die hat an der einen Wand nur eine kleine Bank, und weiter ist nichts darin. Nun macht der Mann die Tür wieder zu. Dann drückt er an der Seite auf einen kleinen Knopf, und - die kleine Stube steigt plötzlich nach oben. Ei, geht das aber schnell . . . erster Stock - zweiter Stock - nun drückt der Mann wieder auf den Knopf, und da sind sie auch schon im dritten Stock. Der Fahrstuhl hält, und sie steigen aus. »Mutter, laß uns wieder mit hinunterfahren«, sagt Heini, als die Mutter ihm eine hübsche Schleife gekauft

hatte. Sie steigen wieder ein, und nun geht die Reise nach unten – zweiter Stock – erster Stock – Erdgeschoß; da hält der Fahrstuhl wieder. Schade! denkt Heini; denn er möchte noch oft so auf und ab fahren. »Da steigt man ja auch so hoch wie mit einem Luftballon«, sagt er zu seiner Mutter. »Aber hier müssen große Maschinen die kleine Stube hochziehen; sei mal ganz still, dann kannst du hören, wie die arbeiten.« Rumlum, rumlum, klingt es vom Keller her, wo die Maschinen stehen. Heini will noch von draußen hineingucken; aber da ist nichts zu sehen, nur rumlum, rumlum hört er immer. Da läuft er schnell der Mutter nach; denn er kann von hier aus nicht allein nach Hause finden.

[77]

Beim Güterbahnhof.

»Herr Sonnemann, darf ich mitfahren?« fragte am andern Tag Heini den Milchmann, der gerade mit dem Wagen vor der Haustür hielt. »Ja, wenn du ganz schnell deiner Mutter Bescheid sagst, dann darfst du mit. Ich will die Milch von der Bahn holen«, sagt Herr Sonnemann. Im Augenblick ist Heini wieder unten und klettert nun auf den Bock. »Hü!« sagt der Milchmann, und Fanni fängt an zu laufen. Der Wagen rollt über das Pflaster, und die leeren Milchkannen klagen und klappern. So geht es durch viele Straßen hin nach dem Güterbahnhof. Da fährt Herr Sonnemann nach dem großen Schuppen, und hier hält der Wagen. Jetzt kann man leicht vom Bock herunterklettern; denn vor dem Schuppen ist eine Rampe gebaut, die ist gerade so hoch wie der Wagen. Zwei große Türen werden zurückgeschoben, die laufen unter dem Dach auf einer eisernen Schiene. Heini geht auch mit in den Schuppen hinein. Da stehen viele Milchkannen, aber auch eine Menge andere Sachen. Die sind alle mit der Bahn gekommen oder sollen erst weiter geschickt werden. Herr Sonnemann zeigt dem Bahnmann einen Schein, und nun bekommt er die Kannen mit der Milch. Zwanzig Stück.

Die ladet er auf den Wagen. Heini will auch eine mit hintragen; doch er kann sie nicht aufheben, so schwer ist sie. Aber die [78] leeren Kannen trägt er mit in den Schuppen. Als alle Kannen aufgeladen sind, steigen sie wieder auf den Bock und fahren nach Hause.

Beim Buttermachen.

»Frau Sonnemann, was machen Sie da?« fragt Heini gleich, als er in den Laden tritt. »Ja, das hast du wohl noch nicht gesehen?« sagt sie und dreht an einem Faß eine eiserne Kurbel immer rundum. »Ich mache Butter; komm her, du darfst mal oben hineinschauen.« Da nimmt sie den Deckel ab und dreht dann die Kurbel langsam rundum. Das Faß ist fast ganz voll Milch, und drinnen bewegen sich Bretter mit vielen Löchern immer rundum, und die Milch muß immer durch die Löcher laufen. »So, nun kannst du mal einen Augenblick drehen«, sagt Frau Sonnemann zu Heini. Jedoch so leicht ist das gar nicht, aber er bringt es doch fertig. Im Faß plantscht und klatscht und poltert es wieder, und Heini wird ordentlich warm beim Drehen. Da löst die Frau ihn wieder ab. »So, nun kannst du noch einmal hineingucken«, sagt sie nach einer geraumen Weile. Da schwimmen oben auf der Milch lauter kleine gelbe Klumpen. »Das ist die Butter; komm, kannst mal ein Stück probieren«, sagt Frau Sonnemann. »I, die schmeckt nicht!« sagt Heini. »Nein, das glaub' ich wohl; die ist auch noch nicht fertig. Nun wird sie erst noch tüchtig geknetet und auch noch Salz daran getan. Dann erst wird sie verkauft«, sagt die Milchfrau. So lange will Heini aber nicht warten; er läuft wieder nach Haus.

[83]

Beim Siel.

Nach langen Wochen hört Heini eines Morgens, als er gerade beim Kaffeetrinken ist, wie es draußen auf der Straße immer »kling, kling, klapp – kling, kling, klapp« macht. Als er hinunterkommt, da sind die Leute dabei und machen den Schnee fort. Mit Stangen und Schaufeln machen sie den Schnee, der nun schon so schmutzig aussieht, los; denn es ist Tauwetter geworden. Viele Leute, die sonst keine Arbeit haben, helfen jetzt den Straßenreinigern mit, die allein die Straßen nicht so schnell rein kriegen können. Die kleinen eisernen Karren sind schnell voll geschaufelt, und dann fahren sie damit nach dem Siel. Mitten auf der Straße haben sie einen großen, eisernen Deckel hochgehoben, und in das große Loch schütten die Leute nun den Schnee. »Das ist das Siel«, sagt Heini zu Emil, der bei ihm steht und auch mal in das schwarze, tiefe Loch hineinsieht. »Wo bleibt aber der Schnee? Das Loch wird ja gar nicht voll!« fragt Heini. »All der Schnee und all das schmutzige Wasser, das Mutter in den Handstein gießt, läuft durch diese großen Röhren hinein in den Kanal«, sagt der Mann, der dabei steht. »O, die Röhren hab' ich schon mal gesehen«, ruft Heini da, »die sind so groß, daß man da durchkriechen kann. Das hab' ich mal getan, als sie in unserer Straße neue Röhren legten. Aber da hat mich der Mann zu fassen gekriegt und hat mich verhauen.« – »Ach, das macht nichts«, sagt Emil, »die Leute sollten man nicht gleich schelten; davon gehen die Röhren doch nicht entzwei, wenn wir da mal durchkrabbeln, und das macht doch so viel Spaß.« [84] Nun aber laufen die beiden schnell in die Schule; sie wollen doch nicht zu spät kommen.

OTTO KAMPE

Ein Korb voll Kirschen

1914; 63.–82. Tsd. [o. J.]

[17]

Feuer!

Ich muß auf meine kleine Schwester passen. Sie ist erst zwei Jahre alt. Ich spiele mit ihr vor unserer Wohnung. Da saust ein Feuerwehrmann auf einem Fahrrad vorbei. O, da ist irgendwo Feuer. Da muß ich hin. Gleich wird die Feuerwehr kommen.

[18] Schnell bringe ich Marta rein zu meiner Mutter. Die plättet in der Stube. »Sieh dich vor« – höre ich sie noch rufen. Da bin ich auch schon wieder draußen.

Bimmellimmellimmel.

Da kommt die große Dampfspritze um die Ecke. Vier schwarze Pferde davor. Die laufen aber! Der Kutscher hält die Leine ganz stramm. Neben ihm sitzt ein Feuerwehrmann und bimmelt. Schwarzer Qualm kommt aus dem blanken Schornstein. – Vorbei.

Bimmellimmellimmel.

Aha, der große Leiterwagen. Der Schlauchwagen – das Auto vom Rettungskorps.

Wie der Wind saust alles vorbei. Man kann sich das gar nicht genau angucken. Schutzleute kommen gelaufen. Menschen stürzen aus den Türen. Aus allen Fenstern gucken sie.

An der Straßenkreuzung hält ein Schutzmann auf einem Pferd. Er winkt immerzu mit den Armen. Andere Wagen sollen halten. Da wird sein Gaul wild. Er hebt sich ganz hoch. Beinahe wäre der Schutzmann runtergefallen.

Ich laufe rasch hinter der Feuerwehr her. Die Straße ist schwarz von Menschen. Aber ich drängele mich durch.

Ob es ein Großfeuer ist? Ob eine Fabrik brennt? Ob es dicht unter dem Dach ist?

»Wo ist das Feuer? Wissen Sie, wo es ist?« so fragen alle.
»Es soll gar nicht weit von hier sein. Auf einem Hof«, höre ich sagen.

Es wird doch nicht da sein, wo meine Tante wohnt?

»Die große Tischlerei von Bertelt brennt!« ruft da einer.

»Was die Tischlerei? Das gibt aber ein böses Feuer!« antworten andere. Alle laufen und drängen nun noch mehr. Jungen klettern auf die Laternenpfähle.

»Halt!« »Halt!« höre ich da dicht vor mir. Großes Gedränge. Ich kann nicht mehr weiter. Ich kann kaum noch Luft kriegen, so stecke ich zwischen drei großen Männern.

[19] »Alles zurück! Hier ist abgesperrt! Immer weiter zurück!«

Das sind die Schutzleute.

Alles geht langsam rückwärts, ich auch. Ich muß ja, sonst treten sie mir die Füße ab. Das ist aber gemein! Nun bin ich so schnell gelaufen und kriege nichts zu sehen.

»Eben fährt der Leiterwagen nach dem Hof rauf«, ruft ein Junge oben auf dem Laternenpfahl. Er sieht über die Leute hinweg.

»Warum dürfen wir Mädchen nicht auf Laternenpfähle klettern?« denke ich und gehe ärgerlich wieder nach Hause.

Zwei Pferde werden scheu.

Auf der Straße hält ein Petroleumwagen. In zwei Reihen stehen die Petroleumkannen übereinander. Meist sind es schon alte Kannen mit vielen kleinen Beulen darin. Seife und Soda und Waschpulver verkauft der Mann auch noch. Das liegt in dem Kasten unter dem Kutscherbock. Der Kutscher nimmt eine gefüllte Kanne und eine Dose mit grüner Seife vom Wagen und geht in ein Haus. Seine beiden

schwarzen Pferde sind unruhig. Das sind wohl noch junge Tiere. Sie beißen und knappen sich immerzu und stampfen mit den Füßen.

Beut! Beut! O, da kommt ein großes Lastauto an. Das ist mit Steinen beladen. Das rattert aber. Beut! Beut! Wenn das nur gut geht! Die Pferde legen die Ohren an den Kopf. Sie springen zur Seite und auf den Fußweg rauf. Da – nun sausen sie ab mit dem Wagen! Der Kutscher stürzt aus dem Haus. Halt! Burr! Halt! Er flitzt hinterher. Frauen und Kinder schreien und laufen in die Häuser. Ein Kinderwagen kippt beinahe um dabei. Ich laufe dem Kutscher nach, so schnell ich kann, und schreie mit: »Halt! Burr! Halt!«

Ein Mann will die Pferde aufhalten. Er stellt sich mit ausgebreiteten Armen ihnen entgegen. Aber nun kriegt er Angst und springt zur Seite. Der Wagen fliegt [20] mit dem Hinterrad gegen die Bordsteine. Kannen poltern im großen Bogen herab, Petroleum spritzt über die Straße. Immer galoppe, galoppe weiter. Wieder kracht der Wagen gegen die Straßenkante. Da bricht die Deichsel ab. Der Wagen rollt quer über die Straße und bleibt stehen. Die Pferde rasen weiter, immer galoppe, galoppe.

Da! Nun hat sie ein Schutzmann gefaßt. Die Pferde schleifen ihn mit. Sie heben sich hoch. Der Schutzmann reißt mit Gewalt am Zügel. So – da stehen sie. Der Mann hat aber Kraft!

[44]

Am Güterbahnhof.

Wir gehen aus der Schule nach Haus. Über die Eisenbahnbrücke müssen wir jeden Tag, beim Güterbahnhof. Unter der Brücke fahren immer die Güterzüge durch. Und viele Wagen stehen rechts und links von der Brücke. Da gibt es immer was zu sehen. Dieser Weg gefällt mir besser als der Weg durch die Anlagen bei unserer Schule.

Sieh, da kommt ein Güterzug angefahren. Ganz langsam fährt er. Er ist ja auch so lang. O, wie pufft jetzt der weiße Wasserdampf aus dem Schornstein. Eine ganze Wolke ist es schon, unten spitz und oben immer breiter. Wir wollen mal stehen bleiben und uns den weißen Dampf ins Gesicht blasen lassen.

Bald ist die Lokomotive heran. Der Führer lehnt sich weit aus der Maschine und guckt nach vorn. Er will wohl sehen, ob auch die Weiche richtig gestellt ist: Hu, hu, hu, hu geht es immer. O, jetzt sind wir im Dampf verschwunden. Ich kann die andern Jungen gar nicht mehr sehen. Ganz warm und feucht ist der Dampf. Ich höre die anderen fortlaufen. Aha, sie wollen auf der andern Seite von der Brücke noch mal aufpassen.

[45] Ich halte mich am Geländer fest und bleibe stehen. Ich will mir die Güterwagen ansehen und sie zählen.

Eins: Wagen mit Steinkohlen. Die Steinkohlen glänzen ordentlich.

Zwei: Noch ein Wagen mit Kohlen. Die kommen vielleicht nach der Fabrik, wo mein Vater arbeitet.

Drei: Lauter große, neue Kisten auf dem Wagen. Sind da schon Weihnachtsgeschenke drin?

Vier: Lange Eisenrohre. Die sind wohl schwer. Es sind nur fünf Rohre aufgeladen.

Fünf: O, ein ganzer Wagen voll Lumpen. In großen Säcken stecken die Lumpen. Aber die Säcke sind entzwei. So kann man sehen, was drin ist. Ob mein alter Anzug auch dabei ist und die weite Reise mitmacht? Und was nun wohl aus ihm wird? Aus Lumpen macht man Löschpapier, sagt mein Vater immer. Aber das glaube ich nicht.

Sechs: Ein Wagen mit Heu. Hochbeladen. Eine graue Decke darüber, daß das Heu nicht naß regnet.

Sieben: »O, Fritz, Willi, Paul, kommt mal her! Kommt rasch her! Tannenbäume! Die ersten Weihnachtsbäume sind da! Drei – vier Wagen voll! Alle Wagen hoch vollgepackt! Und Taue darüber gebunden, daß kein Baum herunterfallen

kann. Nun stehen sie bald auf der Straße. Und dann kommt Weihnachten. Hurra!«

Dann gehen wir rasch nach Hause und wollen der Mutter erzählen, was wir gesehen haben. [...]

ERNST LORENZEN

*Was der kleine Heini Will vom Weltkrieg sah
und hörte*

1915; 2. Aufl. 1917

[5] *Krieg, Krieg!*

Heini hatte es fast schon wieder vergessen, daß der Kronprinz von Österreich ermordet war. Er hatte ja auch an andere Sachen zu denken. Die Mutter wollte endlich wieder einmal eine Reise nach Schleswig-Holstein machen und ihre Eltern dort besuchen. Und Heini und Ida, seine Schwester, sollten mit. Jeden Tag sprachen sie schon von ihrer Reise. Die Großeltern wohnten dicht an der Ostsee, ganz nahe am Strande. Da wollten sie sich Buden im Sande machen, wollten baden und Muscheln sammeln und Seesterne suchen und alles mitbringen und den Kindern hier zeigen, die kannten so was ja nicht. Und dann die weite Reise – einen ganzen Tag lang mußten sie fahren, erst mit der Bahn und zuletzt mit einem richtigen Dampfschiff. Heini hatte erst gar nicht recht an die Reise glauben wollen; denn die Mutter hatte nun schon drei Jahre lang davon gesprochen, und immer war nichts draus geworden. Aber jetzt ging's sicher los: Vater und Heini hatten ja selbst die Karten zum Kieeler Ferienzug geholt, hatten auch drei Plätze drin bestellt.

Wenn jetzt doch bloß erst die Ferien wären! Doch war es auch wieder gut, daß es bis dahin noch acht Tage dauerte. Heini hatte ja noch so viel zu tun: er wollte den Großeltern doch etwas mitbringen, und das wollte er nicht einfach kaufen, das wollte er selbst machen.

[...]

[7] Als Heini dann aber eines Mittags aus der Schule kam und am Bahnhof vorbeiging, da stand dort ein Soldat, das Gewehr geschultert, den Säbel an der Seite. Und er ging dort immer auf und ab. Wo kam denn der auf einmal her? Wir hatten hier ja sonst gar keine Soldaten. Er fragte seinen Vater nachher. Der arbeitete ja im Maschinenschuppen hinterm Bahnhof und mußte das ja wissen. Es sind heute 50 Soldaten aus Münster gekommen, sagte er. Überall stehen sie, auf den Bahnsteigen, in der Halle, zwischen den Geleisen.

Können wir denn auch reisen? fragte die Mutter. Natürlich. Ich bin heute noch am Schalter gewesen. Der Beamte hat mir sofort gesagt, daß die Ferienzüge fahren.

Und dann hingen eines Tages an allen Straßenecken weiße Zettel. *Mobilmachung* stand darauf in fingerlangen Buchstaben. Und überall standen Männer davor und lasen.

Und einer fragte den andern: Wann mußt du weg? Und dann kamen sie, Tag für Tag. Jeder trug in der Hand die braune Pappschachtel. Und sie gingen in Reih und Glied, eine Reihe hinter der andern. Und sie sangen: Ich hatt' einen Kameraden und dann: Deutschland über alles. Und [8] auf den Bürgersteigen standen die Frauen, Männer und Kinder. Und Schutzleute drängten sie zurück, um die Straße frei zu halten. Hörte man aber das Klappen der Stiefel auf dem Pflaster, hörte man den Gesang, da ließen sich die Leute nicht halten, da drängten sie sich an die Marschierenden heran. Da drückte man noch schnell mal dem oder dem andern die Hand und rief ihm ein: Wiedersehen! zu. Noch ein Handschwenken – weiter.

Heini war den ganzen Tag auf der Straße.

[...]

Als Heini dann wieder im Hause war, sagte der Vater: Es tut mir leid, ich muß euch die Ferienfreude verderben: der Ferienzug fährt nicht.

Die Mutter meinte: Ach, wer denkt denn nun an Reisen! Leid können einem ja nur die Kinder tun.

Ach, sagte Heini, ich bleibe jetzt auch ebenso gern hier. Wir haben ja Ferien, da kann ich ja jeden Tag Soldaten sehen. Und wer weiß, ob in Schleswig-Holstein überhaupt Krieg ist.

Ja, Junge, meinte der Vater, sperr jetzt nur Augen und Ohren auf, was du jetzt siehst, das ist fürs ganze Leben.

[12]

Alle sind fort.

Am andern Tag geht Heini in die Schule. Als sie nachher in der Klasse sind, steht dort ein Fräulein. Euer Lehrer ist mit in den Krieg, sagt sie. Nun will ich bei euch bleiben, bis er wiederkommt. Heini geht mittags in Merkmanns Laden, weil er seiner Mutter was mitbringen soll. Er sieht nicht Herrn Merkmann, er sieht auch nicht Max, den Gehilfen, der sonst immer soviel Spaß machte. Auch hier steht ein neues Fräulein hinter der Theke und verkauft. Und als Heini fragt, ob die beiden Männer auch mit fort sind, da nickt sie mit dem Kopfe. Als Heini dann zu Hause davon erzählt, da sagt die Mutter: Ja, denk dir, unser Milchbauer ist auch eingezogen. Seine Schwester war heute morgen hier. Und die weinte und sagte: Nun ist mein Bruder auch weg, und einen Knecht können wir nicht kriegen. Ein Dienstmädchen fehlt uns auch. Nun bin ich allein auf dem Hof. Und dabei haben wir noch zwei Pferde abliefern müssen, die sollen auch mit in den Krieg. – Das Mädchen kann einem wirklich leid tun, meinte die Mutter. Sie ist ja erst neunzehn Jahr und soll nun alle Arbeit machen.

Und als sie noch so sprachen, da kam der Briefträger und reichte eine Karte durch die Türritze. Heini sah, auch der war neu, hatte auch nicht einmal eine Uniform an, sondern bloß eine Armbinde mit einem Adler.
Ja, alles war anders.

[...]

[13] Vater, mußt du denn gar nicht mit? fragte Heini.

Noch nicht, antwortete der, ich habe ja nicht gedient. Die Brust war wohl zu schmal. Aber ich arbeite ja im Lokomotivschuppen. Und da müssen wir auch ordentlich ran. Es ist ja auch Kriegsarbeit.

[...]

[30]

Soldatenspiele.

Alle Jungen aus der vierten Klasse, die da in der Gertrudstraße wohnten, hatten sich abgemacht, sie wollten einen Kriegsklub gründen, einen richtigen, mit einer Fahne, mit Säbeln und Gewehren und feldgrauen Mützen. Gewiß, einiges konnten sie sich selbst machen – die Säbel. Und Besenstiele gaben ja auch Gewehre ab. Aber die Mützen, die kosteten nun doch einmal Geld. Und Geld war knapp bei ihnen. Heini meinte, wenn er seinen Vater bäte, der würde ihm schon ein paar Groschen geben. Auch die andern fünf wollten ihre Eltern darum bitten.

[...]

[31] Am nächsten Sonntagmorgen sollten sie antreten hinter Kölsches Neubau in der Gertrudstraße. Da war ja noch ein freier Platz. Und als sie da waren, kommandierte Heini: Angetreten! und nahm dann ein schwarzes Buch aus der Brusttasche und verlas die Namen und ließ jeden Hier! rufen. Und dann ging das Marschieren los: links, rechts! Gerade aus! Und das: Legt an! Gebt Feuer!

[...]

Als sie am andern Tag in der Schule waren und große Pause hatten, da rief Heini den Rudi zu sich und sagte: Hol mal flink die andern Jungen von unserm Kriegsklub und sag' ihnen, daß sie einmal flink an den Trink-[32]brunnen hier kommen – ich muß euch allen was sagen. Und als sie dann alle da waren, sagte Heini leise: Die von der Wilhelminenstraße wissen das auch schon von unserm Kriegsklub, und Martin Hartmann, – das ist ja ihr Hauptmann, – der hat vorhin zu mir gesagt: Nächsten Sonntag, da geht's aber los, da fangen wir mit euch Krieg an. – Was sollen wir nun tun?

Ja, die aus der Wilhelminenstraße, das waren auch nur fünf Mann. Aber Martin war eben dabei, und der hatte Kräfte wie ein Grobschmied. Aber dafür war auch Dirk Lütt dabei, das war ja nur ein Dreikäsekerl, da glich es sich wohl aus. Sie machten also ab, daß sie den Krieg annehmen wollten. Aber nicht in der Stadt, sonst kam leicht der »Putz« und schrieb sie auf, nein, sie wollten ins Niendorfer Gehölz, dahin kam sonst niemand.

So hatte Heini dem Martin gesagt, und der meinte: Mir recht, – also Sonntag nachmittag. – – – – –

[21]

Zwei Züge.

Bei der Überführung, wo die Eisenbahn hoch über der Straße herjagt, dort stand schon seit Wochen ein Wachtposten, ein Landsturmmann in grüner Jacke, das Gewehr auf der Schulter. Der heute hier stand, sagte zu den Jungen, sie sollten nur einen Augenblick warten, es käme gleich ein Zug mit Verwundeten. Und da standen sie nun und guckten nach dem hohen Damm.

Jetzt fühlen sie schon, wie die Erde zittert. Sie hören das Schnauben der Lokomotive. Und noch eins: ein Singen, ein lautes Singen – immer näher. Und nun fährt der Zug vorbei. Und an den Fenstern stehen Soldaten, einer neben dem an-

dern. Ihr Arm liegt in weißer Binde, ihr Kopf ist unwickelt. Lange bunte Bänder flattern aus den Fenstern des Zuges. Sie singen, unsere Braven, singen: Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

[...]

[22] Heini ging weiter. Er konnte ihn nicht vergessen, den singenden Zug. Es waren doch Verwundete, Leute mit Schüssen durch Arm und Bein, durch Schulter und Brust. Tat's denn nicht weh? Wie konnten sie singen?

Er hat's gleich Mutter erzählt und die meinte: Gewiß haben die Leute Schmerzen. Aber sie haben sie vergessen: sie freuen sich so, daß sie wieder in der Heimat sind. Und da singen sie. Und uns wollen sie auch wohl sagen: Haltet den Kopf hoch, alles ist gut. - - - - -

Als Heini abends auch dem Vater davon erzählte, da sagte der: Ich habe gestern auch einen Zug gesehen, aber da sang niemand. Es war ein Lazarettzug gemeldet. Ich lief auf den Bahnsteig. Denke dir, der ganze Zug war ein Lazarett. Die Bänke waren hinausgeschafft und Betten angebracht, an jeder Seite in zwei Reihen, eins oben, eins unten. Und Ärzte und Schwestern gingen dort drinnen in langen weißen Kitteln. Ja, ein Operationszimmer soll richtig drin sein und auch eine Küche.

Ein Mann vom Roten Kreuz hat mir davon erzählt. Da lagen nun die Leute in ihren Betten. Dort einer mit brennendem Kopf, der immer laut vor sich hin redet: Vorwärts, Hurra! und noch mitten in der Schlacht ist und gar nicht weiß, was er sagt.

Und dort ein junger Leutnant. Beide Beine hat man ihm abgenommen. Nun liegt er dort, blaß und still. Ein Sanitätsmann geht zu ihm und fragt, ob er etwas wüschte: Butterbrot, Schokolade, Trinken?

Eine Zigarette, bitte!

Und der Mann reicht ihm die Zigarette, gibt ihm mit zitternden Händen Feuer, und der Leutnant liegt dort und

dampft ganz zufrieden vor sich hin. Er trug das Eiserne Kreuz.

Ja und dann trugen zwei Sanitäter eine Bahre aus dem Wagen. Und darauf lag ein Tapferer, das Gesicht bedeckt vom Tuche. Und sie brachten ihn in die Wartehalle.

Dann fuhr der Zug ab. Merkwürdig, sagte der Vater, die Lokomotiven [23] pfeifen ja nicht mehr, wenn der Zug abfährt. Wie's kam, weiß ich nicht. Aber die Lokomotive vorm Lazarettzug pfiß, nein schrie, als wäre sie lebend, als fühle sie Schmerz über alles, was sie zog. Solch schrillen Ton hörte ich noch nie. Aber leise, leise zog sie an. Unhörbar drehten sich die Räder. Da sah man kein Tücherschwenken, und ich hörte kein Hurra.

So fährt der Zug von Stadt zu Stadt. Weiß Gott, wie oft man unterwegs noch die schwarze Bahre hinaushebt. Immer einer weniger, einer dem keine Mutterhand die Augen zudrücken konnte.

[76] *Was ein Verwundeter erzählt.*

[...] Haben Sie denn auch im Schützengraben gelegen? Ja, sagte Kruse, Junge, meinst du, das wäre schön? Denk dir einen Graben mitten im Lehm. Und nun regnet's hinein, Tag für Tag. Die Wände sind schmierig, sie wollen einsacken. Unten steht alles voll Wasser, alles ein Matsch. Da kannst du dir denken, wie die Soldaten aussehen: von unten bis oben alles voll Schlick. Die Hände, der Mantel, alles ist gelb, im Gesicht sitzen die [77] Lehmspritzer.

[...]

Ja, wie wir zum erstenmal in den Graben kamen, da haben wir doch Augen gemacht. Es war nachts. Wir kamen aus unserm Quartier, einer alten Scheune. Drei Stunden waren wir marschiert. Da waren wir denn dort, d. h. an einem Wassergraben. Wir mußten hinein, einer hinter dem andern. Das Wasser ging bis ans Knie. Das war also der Schützen-

graben. Etwas anders hatten wir uns denn den doch gedacht. Und als wir dann erst die Unterstände, unsere Erdhöhlen sahen, da machte doch mancher ein dummes Gesicht. Auch da stand alles unter Wasser. Stroh war nicht da. Die Decke überm Kopf war nicht dicht. Der Ofen war kalt. Wir sagten: Wenn's doch bloß erst hell würde! Liegen konnten wir da nicht. Da sind wir denn in der Nacht im Wasser hin und her getrappt. Natürlich ging das Wasser durch die Stiefel. Und man konnte ordentlich fühlen, wie die Kälte von den Füßen durch den ganzen Körper stieg. Endlich war's hell. Nun ging's denn an die Arbeit.

[...]

[78] Und die Kanonen, Herr Kruse?

Ja, Junge, die Schrapnells, die schlagen immer von vorne ein. Und da sind wir ja durch den Erdwall geschützt. Am schlimmsten ist's mit den Granaten, wenn die gerade mal in den Graben hineinfallen. Dann fliegen die Brocken. Aber die Franzosen haben ja zu viele Blindgänger; ihr Pulver ist ja zu schlecht.

[...]

Sind Sie da dann auch verwundet worden?

Ja, sagte Kruse, ein paar Tage später. 48 Stunden lagen wir im Schützengraben, und dann ging's wieder 48 Stunden lang ins Quartier. [79] Und da, auf dem Rückmarsch, wir waren schon ein ganzes Stück vom Graben fort, da bekam ich den Schulterschuß. Ich merkte nicht viel davon, es war, als wenn ein Floh ordentlich sticht. Aber als ich dann hinguckte, da waren meine Finger so klebrig, und als ein Kamerad mit der Taschenlampe leuchtete, da war's Blut. Da hat mich dann gleich ein Kamerad verbunden. Und ein anderer trug meine Sachen. Ja, und dann bin ich erst nach dem Verbandplatz gekommen und dann ins Kriegslazarett und liege nun schon drei Wochen in Hagen.

Sieh, Junge, das Loch kannst du noch sehen, das die Kugel gerissen hat im Rock – hier ging sie hinein, auf dem Rücken wieder hinaus.

Jugenderzählungen

Gemeint sind hiermit Erzählungen, die vom Austritt aus der Kindheit handeln und den (in der hier getroffenen Auswahl ausschließlich männlichen) jugendlichen Helden bei seinen Bemühungen zeigen, einen Platz in der Welt der Erwachsenen bzw. der Arbeitswelt zu finden. Was in diesem Lebensabschnitt den Mädchen widerfährt, wie sich die Einzwängung in die vorgegebene weibliche Geschlechterrolle vollzieht, ist Thema der sog. »Backfisch«-Romane, die in einem gesonderten Band dokumentiert werden. Zu den Jugenderzählungen wird hier Theodor Storms Novelle »Pole Poppenspüler« geählt, auch wenn in ihr der Kindheitsdarstellung ein so breiter Raum gewährt ist, daß sie in ihrem ersten Teil als Kindheits Erzählung bezeichnet werden darf. Doch legt schon die (hier wiedergegebene) Rahmenhandlung es nahe, auf Rezipienten fortgeschritteneren Alters zu schließen. Zudem bleibt die Kindheitsgeschichte bezogen auf die später durchaus prekäre Integration des Helden in die Gesellschaft, die im Spottnamen »Pole Poppenspüler«, der bekanntlich den Ausgangspunkt der Novelle bildet, ihre Stigmatisierung erhalten hat.

Der Stormschen Novelle ist in den nachfolgenden Jahren kein nennenswerter jugendliterarischer Erfolg zuteil geworden. Dies ändert sich erst mit ihrer jugendliterarischen Wiederentdeckung durch Heinrich Wolgast, der 1896/97 die Novelle zu einem »Buche von allgemeiner Bedeutung und anerkannter Einzigartigkeit« erklärt und 1898 eine preiswerte Sonderausgabe »mit einem Begleitwort für Eltern und Erzieher« besorgt hat, von der 1905 bereits das 64. Tausend vorliegt. Entscheidend sind hierbei für Wolgast die »für die Jugendschriftensache so hochbedeutsamen Worte«, die der Autor an die Entstehung dieser »Meisternovelle« geknüpft habe. Es handelt sich neben einigen brieflichen Äußerungen in erster Linie um das Nachwort zur Buchausgabe